Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1930

214 (15.9.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Der Büchertisch der Volksfreundbuchhandlung

Der Bücherkreis 1930, Heft 3. Liebe — Ehe — Prostitution. Berlin, Verlag Bücherkreis, 1930, Preis: 90 Pfennig, für Mitglieder kostenlos. — Bereits mit dem Buch von **Heinrich Cunow, Liebe und Ehe im Leben der Völker** hat der Bücherkreis in die heute ungemein lebendige Aussprache über die Geschlechterfrage eingegriffen und ein außerordentlich vielseitiges Material vorgelegt, durch das auf die Entwicklungsgeschichte der heutigen Eheform manches interessante Licht fallen mußte. Die vorwiegend historische und wissenschaftlich **darstellende** Arbeit Cunows findet nunmehr in dem 3. Vierteljahrsheft der Bücherkreis-Zeitschrift eine dankenswerte Ergänzung durch **kritische** und **aufbauwillige** Temperamente. Dora **Fabian**, Friedrich **Wendel** und **F. Petrich** bemühen sich um die wissenschaftliche Fundierung. Novellen, Skizzen und Gedichte runden das Bild ab. Neben Oskar **Wöhrle**, Max **Barthel** und Robert **Budzinski** finden wir wieder eine ganze Reihe neuer Namen mit durchweg wertvollen Arbeiten. **Kerns** „Kurzer Bericht von Anna" oder **Stübs** „Verwirrung im Grünen" sind musterhafte Kurzgeschichten. Abschließendes zu den gestellten Themen kann heute nicht gesagt werden. Wesentlich ist für uns das eine: das unter Karl **Schröders** Redaktion zusammengestellte Heft bemüht sich selbstverständlich nicht um eine Ehrenrettung der überkommenen Formen des heutigen Liebeslebens, sondern betritt mit kühnem Schritt Neuland, Zukunftsland. Es wird zum Dokument einer Uebergangszeit, es zeigt Verfall und Wandlung, Krankheit und Wiedergeburt unter dem Schatten des großen Fragezeichens, das die Zukunft vor uns aufgerichtet hat. E.A.J.

„Mereyntje Geysen" — ein großer literarischer Erfolg. In deutscher Uebersetzung im Verlag des „Bücherkreises" G.m.b.H., Berlin SW 61, erschienen. — Der holländische sozialistische Dichter **A. M. de Jong** hat in seiner Heimat mit dem Romanzyklus **„Mereyntje Geysen"** einen denkbar großen Erfolg gehabt. Die von Blut und Leben erfüllte Figur des jungen Mereyntje hat ihrem Schöpfer in kurzer Zeit eine Auflage von rund 100 000 Exemplaren verschafft. Das ist für holländische Begriffe eine ganz außerordentliche Auflageziffer. Auch bei uns in Deutschland bedeutete „Mereyntje Geysen" vom Erscheinen des ersten Bandes an einen durchschlagenden Erfolg, der sich mit jeder Fortsetzung in einem ständigen Wachsen des Leserkreises ausdrückte. In diesen Tagen werden wir den **Schlußband** zu sehen bekommen, der sicherlich von allen Freunden eines warmherzigen Humors mit Spannung erwartet wird. Uebrigens ist **jeder Band in sich abgeschlossen** und unabhängig von den früheren ohne weiteres zu verstehen.

A. M. Frey, Das abenteuerliche Dasein. Ein biographischer Musterroman. 304 Seiten, Leinen gebunden, Gustav Kiepenheuer, Potsdam 6 ℳ. —

Es war **A. M. Frey**, der uns vor Jahresfrist mit einem der erschütternsten Kriegsbücher überraschte. Sein Feldsanitätsroman „Die Pflasterkästen" (Kiepenheuer, Potsdam), aus eigenem grausigem Erleben aufgebaut und zu wuchtiger Anklage gesteigert, zählt zu den wertvollsten Aeußerungen zum Thema Krieg, die zugleich unbestochene Quellenschrift und unvergeßliche Dichtung sind. Form und Gegenstand (das Elend der Lazarette) sichern dem Buch bei seiner entschiedenen Haltung eine langdauernde und tiefe Wirkung.

Frey trat mit dem phantastisch-spannenden Roman **„Solnemann der Unsichtbare"** (Delphinverlag) an die Oeffentlichkeit. Nach mehreren Novellenbänden erforderte der gallige Humor der „Robinsonade zu zwölft" (Dreimaskenverlag) zuerst wieder Beachtung. Jetzt legt der Dichter mit dem „autobiographischen Musterroman" „Das abenteuerliche Dasein" sein bis heute originellstes Buch vor. Diese wunderliche Kreuzung aus Münchhausen und Gulliver muß den Spieber durch die ätzende Schärfe des Spottes ebenso erschrecken und ärgern, wie sie den Geistigen erfreut. Die menschliche Gesellschaft in ihrer heutigen Form erfährt auf allen Gebieten eine so gründliche Beleuchtung, daß kein ganzer Fetzen mehr an ihr bleibt. Unverhüllt zeigt sich das Menschlich-Allzumenschliche. Justiz — Politik — Ehe — Moral — Kunst — das ganze Leben verliert unter diesen Kaskaden des Spottes und der Ironie die konventionelle Maske und übrig bleibt ein Satirspiel. Gründlicher kann selbst der proletarische Klassenkämpfer mit der Lebensform des Bürgers nicht abrechnen. Ein Kapitel müssen wir dem Dichter besonders danken: Barbarossa, die Krähen und die Hoffnung.

Wie Barbarossa auf dem Hochsitz im Kyffhäuser dem tausendjährigen Reich der Deutschen entgegenträumt in Gesellschaft der geheimnisvollen Raben, die ihm Kunde von der Welt und den Vorgängen draußen bringen, so sitzt Wilhelm II. ehemaliger deutscher Kaiser und König von Preußen nicht etwa in Doorn, sondern in einem versteckten, übriggebliebenen, tiefen Unterstand der ehemaligen Siegfriedstellung, umgeben von dem kümmerlichen Mobiliar des einstigen Soldatengelasses, und harrt — grübelnd über einer großen Generalstabskarte — des dritten Reiches. Seine einziger Verbindung mit der Außenwelt sind zwei Krähen — wer denkt nicht an die ehrwürdigen Raben des Kyffhäuser? — die durch eine Schießscharte aus- und einfliegen und ihm Kunde bringen, daß es immer noch nicht Zeit ist. Lange schon sitzt er so, denn die wieder sehr aufrechten Bartspitzen haben ungestört wuchernd den Weg gefunden durch die Decke des Unterstandes und schmücken als botanisch unbestimmbares Gestrüpp die Landschaft — ein würdiges Gegenstück zu dem durch den Marmortisch gewachsenen Bart Barbarossas!

Dieser Einfall des Dichters verdient es, in das Volksbewußtsein überzugehen. Das ist echte Parodie! Wie unmöglich ist der Mann, über den so etwas erzählt werden kann. Freys satirischer Roman — bedürfte sein Erscheinen einer Rechtfertigung — scheint uns durch diesen Gedanken und seine Durchführung gerechtfertigt. j.

Allerlei

Beeinflußt der Funk das Wetter? Nicht nur von Laien, sondern auch von meteorologischen Fachleuten ist in letzter Zeit wiederholt die Vermutung ausgesprochen worden, daß das Radio einen Einfluß auf das oftmals unnormale Wetter der letzten Jahre — verregnete Sommer und milde Winter — ausgeübt habe. Diese Vermutung hat zu eingehenden Untersuchungen über Zusammenhänge zwischen Funken und Wetterbildung geführt. Das Studium von Wetterberichten aus früheren Zeiten, die bis zu 100 Jahren zurückliegen, hat jedoch zu dem Ergebnis geführt, daß unnormale Witterungserscheinungen auch in früheren Jahrzehnten, als das Radio noch unbekannt war, genau so häufig und in gleichem Ausmaß vorgekommen sind wie in jüngster Zeit. Im Vergleich zu den großen Mengen elektrischer Energie, die bei Gewittern in der Atmosphäre zerstreut werden, sind ja auch die Aetherschwingungen der Radiosendung — selbst in Anbetracht der Wirksamkeit sämtlicher Funktstationen der Erde — so minimal, daß ein Einfluß der Radiowellen auf das Wetter sich kaum jemals geltend machen kann.

Bürgertum und Architektur

Im „Bücherkreis" erscheint demnächst das „Buch vom Bauen" von A. Sigrist. (Preis 4.50 ℳ, für Mitglieder Sonderpreis). In diesem reich illustrierten Werk wird zum ersten Mal das Wohnungsproblem vom grundsätzlich sozialistischen Standpunkt aus behandelt. Wir veröffentlichen heute mit Genehmigung des Verlages („Der Bücherkreis G.m.b.H.", Berlin SW 61, das Buch ist auch gedruckt in der Volksfreund-Druckerei Karlsruhe) einen interessanten Abschnitt aus dem genannten Buch.

Was machte das Bürgertum, nicht nur in Deutschland, aber in Deutschland vielleicht am schlimmsten? Es nahm, als es zur Herrschaft gelangte, alle äußeren Verzierungen aller alten Stilarten und noch dazu alle möglichen Verzierungen ausländischer Bauweisen an und klebte sie auf seine Häuser, Kirchen, Bibliotheken und Villen. Lange Zeit war „Renaissance" besonders beliebt, im Aeußeren der Häuser und an den Möbeln, und zwar mal italienische, mal „altdeutsche", dann griff man wieder zu Barock. Kirchen machte man mit Vorliebe „gotisch". In norddeutschen Großstädten brachte man Fensterladen und Giebel an, wie es in Tirol, Oesterreich und Süddeutschland in früheren Jahrhunderten üblich gewesen war, und für Schlösser holte man sich u. a. den sogenannten Tudorstil, eine englische Abart der Renaissancebauart aus dem 16. Jahrhundert. Alles ging durcheinander, und bekanntlich war Wilhelm II. eine besondere Leuchte auf diesem Gebiete der Ausräuberung und aufgepappten Nachahmung alter Stilarten. Wer Berlin kennt, kennt auch den „romanischen Platz", den er bauen ließ, und an dem keine Gebäude errichtet werden durfte, das sich nicht ein romanisches Kostüm anzog.

Dieses Kostümfest der Architektur, dessen Geschmacklosigkeiten noch heute in allen großen und vielen kleinen Städten steinern herumstehen und uns, je nach Temperament, zum Lachen bringen oder nervös machen, hatte natürlich seine Gründe. Wenn sich heute der Buchhalter Schulze aus Pankow eine Ritterrüstung des 12. Jahrhundert anziehen und so ins Geschäft gehen würde, so würde man ihn an der nächsten Ecke wegen groben Unfugs auf die Polizeiwache holen, und wenn sich herausstellen sollte, daß er allen Ernstes dabei bleibt, er finde das am schönsten und er habe auch gar nichts anderes anzuziehen, so würde man ihn auf seinen Geisteszustand untersuchen. Von diesem Vergleich trifft auf die Bourgeoisie des neuen deutschen Reiches nach 1870 jedenfalls das eine zu: sie hatte geistig in der Tat „nichts anderes anzuziehen" als die abgelegten Kleider früherer Zeiten. Auch fand sie sich schön darin. Aber sie war keineswegs verrückt. Und darum hinkt der Vergleich auf einem Bein.

Suchen wir also einen anderen! Was würde man von einem Menschen denken, der heute in der Uniform und vollen Kriegsbemalung eines Kriegsgenerals auf der Straße herumläuft? Oder auch: was sagen wir von einem kaufmännischen Lehrling, der sich in seinen Freistunden eine Studentenmütze aufsetzt, einen Glasscherben ins Auge klemmt, und im billigen Konfektionsanzug den dicken Willem markiert? Wir nennen so etwas einen Affen, und wir wissen, er wirft seinen Blick sehnsüchtig nach „oben", nach den von ihm verehrten herrschenden Gesellschaftsklassen, er möchte möglichst als „etwas Besseres", als ein Glied der „Herrenschicht" angesehen werden.

Beide Vergleiche passen zu ihrem Teil auf das Bürgertum des neuen deutschen Imperialismus. Es hatte und schuf keinen eigenen Stil, und es sah mit Neid, Nachahmungstrieb und allen sonstigen Parvenugefühlen auf das „Feinere", mochte es nun die Lebensform der alten Militär- und Feudalaristokratie sein oder der Baustil der Fürsten längst vergangener Zeiten. In der wirtschaftlichen und politisch-imperialistischen Entwicklung zurückgeblieben hinter den älteren großbürgerlichen Klassen Englands und Frankreichs, warf sich das deutsche Bürgertum nach der Gründung seines Reiches mit verdoppelter Kraft auf die Aufgabe, diese Differenz auf wirtschaftlichem Gebiete einzuholen, es organisierte in rasender Geschwindigkeit die modernen Formen der Ausbeutung „seines" Proletariats, griff nach Kolonien, trat in den Wettkampf um Flottenrüstung, um Märkte im nahen und fernen Osten, und hatte über dieser fieberhaften Tätigkeit weder Kraft übrig, sich innerpolitisch gegen die Mächte des alten Feudalismus durchzusetzen, noch Zeit, sich kulturell und ideologisch selbständig zu machen. Wilhelm II. war ein schon fast übertriebenes Beispiel für die innere Verfassung der herrschenden Klasse zur Zeit seiner Regierung: behaftet mit allen Vorurteilen der alten Adelskaste, zugleich aber neuerungssüchtig und imperialistisch, überladen mit Einzelwissen und doch im Grunde ungebildet, haltlos immer zwischen Altem, ältestem und Allermodernstem schwankend, raffgierig und feig, zynisch-brutal und zugleich in einen bombastischen Schwulst verlogenem Idealismus verrannt, komödienhaft eitel auf sein „Gottesgnadentum" und — obwohl er kein „Oben" anerkannte — immer nach einem eingebildeten „Oben" schielend und immer auf der Jagd nach Beifall.

Dieser Kaiser und seine neue Bourgeoisie paßten ausgezeichnet zusammen. Man konzentrierte sich auf Erobern, Ausbeuten und Verdienen, und um nach außen etwas zu gelten, um „nach etwas auszusehen", stahl man aus allen Baustilen aller Zeiten und Völker zusammen, was einem pompös oder auch „gemütlich" vorkam und machte nach den gestohlenen Mustern seine Häuser, Bilder, Möbel. Es sollte immer möglichst „echt" aussehen, und wirkte auf den, der die alten echten Sachen kannte, um so unechter. Und dabei hielt man sich natürlich nicht an das Innere und an den Sinn der alten Muster, sondern man machte die Aeußerlichkeiten nach. Die alten Griechen ahnten nicht einmal, was so ein Ding ist, das man heute Börse nennen, aber die Säulen, die sie vor und um ihre Tempel stellten, stellte man jetzt vor Börsengebäude; daß man damit sich selbst verspottete und die bürgerlich-kapitalistische Mammonsanbetung, das merkte man freilich nicht. Bankdirektoren, die modernen Raubritter des Kapitalmarktes, wohnten — ahnungslos über die tiefe Ironie — in Villen, die alten Burgen ähnlich waren, oder in Stadthäusern, ähnlich den wehrhaften Palästen italienischer Stadttyrannen des 14. Jahrhunderts. Das gesteigerte Haus des städtischen Kleinbürgertums aus dem 15. bis 17. Jahrhundert, in dem der Handwerksmeister Wohnung und Werkstatt hatte und seine Gesellen unterbrachte, wurde zur Vorlage des modernen Miethauses, in dem drei oder auch acht Familien wohnten, deren Väter fast alle auswärts arbeiten. Unübersehbar sind die Massen der überflüssigen Türmchen, Säulen, Figuren, Gesimse, der unbenutzten Erker, der Zinnen, Balustraden, Pfeiler, des ganzen verlogenen Krams, der uns von den Gebäuden der wilhelminischen Zeit anstarrt, alles gestohlen, alles schlecht nachgemacht, alles darauf berechnet, etwas vorzutäuschen, was nicht ist. Damit war der Stilzerfall, der schon seit etwa 1840, seit dem Ende des sogen. Biedermeierstils, eingesetzt hatte, auf seinen tiefsten Punkt gelangt.

Die Toten ohne Kopf

Kriminalroman von Hans Regina von Nad

Copyright 1930 by Ernst Oldenburg, Leipzig.

18 (Nachdruck verboten)

Was ihn indessen bestimmte — und das überraschte ihn eigentlich selbst — entgegen aller Vorsätze doch noch anderen Sinnes zu werden, war der Umstand, daß ihn bei der Lektüre des Briefes die instiktive Ueberzeugung gepackt hatte, es müsse sich im Falle Perraud das dunkle Geheimnis eines Verbrechens verbergen.

Und sein Instinkt hatte ihn noch selten betrogen.

Eine Stunde später ging der Zug nach der Hauptstadt Südfrankreichs.

Statt den Smoking anzuziehen, legte ihn Moon mit einem resignierten Seufzer in den Koffer. Er war ein Meister im schnellen Packen und ließ sich nie dabei helfen. „Sonst stecken die Kragenknöpfe irgendwo im Zahnpulver", begründete er das.

Die beiden Herren erreichten rechtzeitig den Bahnhof, der in den Fels über der Bucht von Monaco gebaut ist.

So kam es, daß Ralph Moon mit Doktor Morel im Zuge saß, statt, wie er vorgehabt, durch das Spielkasino zu bummeln, wo sich um diese Zeit fleischige, brillantengeschmückte Finger neben dünnen, nervösen Spinnen-Händen gierig nach Jetons streckten.

Um Mitternacht langte sie in Marseille an.

Doktor Morel begleitete Moon bis zum Hotel „Louvre et paix" in der Cannebière.

Der Detektiv begab sich gleich zur Ruhe. Er wollte wenigstens ausgeschlafen sein; der nächste Tag brachte neue Arbeit.

In Monte Carlo schnarrten jetzt die Croupiers ihr stereotypes „Faites vos jeux"! Dort gings um Geld.

Ralph Moon aber hatte sich wieder einmal von seinem Instinkt verleiten lassen, einen anderen Einsatz zu wagen.

X.

Am Morgen schlenderte Moon — es war noch reichlich früh — zur Wohnung Perrauds. Er hatte nicht weit zu gehen; die Rue de Rome mündet in die Cannebière, ist ebenso wie diese eine der Hauptverkehrsadern von Marseille.

Madeleine Perraud war von Morel telefonisch verständigt worden, daß der Detektiv zugesagt habe und erwartete ihn, trotz der zeitigen Stunde bereits mit Ungeduld. —

„Haben Sie irgendwelche Vermutungen? Einen Verdacht?"

„Nicht den geringsten. Ich fühle nur, daß mein armer Mann das Opfer eines Verbrechens geworden sein muß! Retten Sie ihn — oder — finden Sie ihn doch wenigstens!"

Moon ließ sich nochmals alles erzählen, erfuhr aber nichts, was ihm nicht schon bekannt gewesen wäre.

Das Arbeitszimmer des Professors war seit seinem Verschwinden unbenützt gewesen. Bücher und Manuskripte Perrauds lagen auf dem Schreibtisch, wie er sie verlassen.

Obgleich Frau Madeleine seine glückliche Rückkehr nicht mehr zu erwarten wagte, hatte sie bisher sein Verbot respektiert, das dahin lautete, ohne seine ausdrückliche Erlaubnis, auf seinem Schreibtisch nicht Ordnung zu machen. „Wo Frauen Ordnung machen, kennt sich ein Mann nicht mehr aus", motivierte Perraud stets dieses strenge Verbot.

Nun trat Moon an diesen Schreibtisch. Ein Chaos von Manuskripten, Broschüren, Korrekturbogen einer neuen Publikation veranschaulichten die Arbeit eines Gelehrten, der sich zwischen Klinik, Laboratorium und Studierstube teilen muß.

„Die Polizei hat hier natürlich Nachschau gehalten?"

„Nein." Frau Madeleine konnte sich nicht enthalten zu fragen: „Was hätte sie hier auch suchen können?"

Beim besten Willen hätte ihr Moon darauf keine Antwort zu geben vermocht. Drum schwieg er; setzte sich in den Armstuhl des Professors und musterte das Durcheinander des Schreibtisches.

Frau Madeleine hatte sich, als sie ihn berief, zwar keinerlei Vorstellung von Moons Vorgehen gemacht. Immerhin aber hätte es ihrer angstvollen Nervosität mehr zugesagt, wenn der Detektiv auf der Suche nach ihrem Mann im Auto von einem Ende Marseilles zum anderen gerast wäre.

Statt dessen saß er nun gerubsam da, starrte tiefsinnig auf den Wust der Manuskripte und schien ihre Anwesenheit vollkommen vergessen zu haben.

Sie raffte sich endlich zu der Bemerkung auf: „Hier wird sich wohl kaum ein Anhaltspunkt finden lassen!"

Auch darauf entgegnete Moon nichts. Gewiß, der Verschwundene war aus der Oper weggeholt worden, sein Verschwinden war offenbar durch einen Außenstehenden veranlaßt worden, stand also wohl in keinem direkten Zusammenhang mit seiner privaten Tätigkeit. Dennoch suchte Moon.

Der Schreibtisch stand, wie ihn Perraud verlassen und sprach beredt von dessen letzter Beschäftigung vor dem verhängnisvollen Gang in die Oper.

Unter einem dicht bekritzelten Bogen lugte die Ecke eines Blocks hervor.

Moon nahm ihn zur Hand. Ein Notizblock mit Kalendarium. Er trug Spuren von tintengeschwärzten Fingern. Des Professors Federhalter mußte tüchtig bekleckst sein; er war es.

In das Feld des kritischen Tages, an dessen Abend er verschwunden, hatte Perraud vermerkt: „Oper, Lambert abholen."

Und darunter stand: „104 Corniche."

Das mochte eine ganz belanglose Adresse sein, die sich der Professor da notiert hatte. Der Umstand aber, daß sie nach, beziehungsweise unter die Anmerkung zum geplanten Opernbesuch gesetzt war, genügte, um Moons Interesse wachzurufen.

„Wo wohnt dieser Herr Lambert?" Es konnte am Ende auch seine Adresse sein.

„In der rue d'Aubagne", gab Frau Madeleine verwundert Auskunft.

„Dann gestatten Sie, daß ich dieses Papier zu mir nehme."

Moon riß das Blatt vom Notizblock, faltete es sorglich zusammen und legte es in seine Brieftasche.

Unwichtig? Möglich. Aber er hatte gelernt, nichts als unwichtig beiseite zu schieben.

Wäre Moon direkt zu Inspektor Dupres gegangen, der den Fall Perraud zu bearbeiten hatte, wäre ihm zweifellos ein noch weniger unfreundlicherer Empfang zuteil geworden. Doch Moon war listig schlau gewesen, vorerst beim Polizeipräfekten selbst vorzusprechen, der man erbot sich bereitwillig, dem ausländischen Privatdetektiv im Bedarfsfalle jeden gewünschten Beistand zu leisten.

Ganz ehrlich und vor allem neidlos war die Begegnung, mit der man ihn aufnahm, ja nicht, aber darauf legte Moon auch weniger Gewicht.

Ihm war sogar die Art Dupres' sympathischer, der aus seinem Herzen keine Mördergrube machte. In den Aeuglein des Inspektors wetterleuchtete es und wenn er auch eben durch das Polizeitelefon entsprechend instruiert worden war, konnte er sichs nicht versagen, einige seiner Ansichten über Amateur-Kriminalisten zum besten zu geben. —

Moon überflog die dürftigen Akten in causa Perraud; das Protokoll mit dem Portier und die Aufzeichnungen über alle angestellten Recherchen.

(Fortsetzung folgt.)